

4]

Gobseck.

(Nachdruck verboten.)

Von Honoré Balzac. Deutsch von Alfred Brieger.

Glauben Sie also noch immer, daß hinter dieser weißen Maske, deren Unbeweglichkeit Sie so oft in Staunen versetzt hat, nichts von Genuß und Freude verborgen liegt?"

Und dann sah er mir voll in die Augen und zeigte mir sein Gesicht, aus dem der Glanz blanken Geldes hervorzu-leuchten schien.

Ich war wie betäubt, als ich in meine Wohnung zurückkehrte. Dieser kleine, unscheinbare Greis war in meinen Augen zu etwas Großem geworden — zu einem phantastischen Wesen, in dem die Macht des Goldes sich personifizierte. Das Leben und die Menschen erfüllten mich mit Schauern. Ist denn das Geld Lösung und Endziel aller Dinge? Ich vermochte erst sehr spät einzuschlafen. Ich glaubte Klumpen Goldes um mich her zu erblicken. Die schöne Gräfin beschäftigte meine Gedanken. Ich muß zu meiner Schande gestehen — ihre Gestalt stellte das Bild des schlichten, keuschen Wesens, das zur Arbeit und Einsamkeit verdammt war, völlig in den Schatten. Am folgenden Morgen aber erschien mir im Nebel meines Halbschlummers Jennys liebliches Antlitz in seiner ganzen Schönheit. Ich dachte nur an sie.

„Wollen Sie vielleicht ein Glas Zuckerrwasser, lieber Derville?“ unterbrach die Vikontesse.

„Sehr gern,“ entgegnete er.

„In alledem, was Sie uns da erzählen, sehe ich nichts, was uns irgendwie berühren könnte,“ meinte die Gräfin Grandlieu, indem sie die Klingel in Bewegung setzte.

„Abwarten, abwarten,“ rief Derville. „Ich werde Fräulein Camille, der ja fast die Augen zufallen, gleich wieder aufwecken, indem ich ihr erkläre, daß es eine Zeit gab, wo ihr Glück von Papa Gobseck abgehängt hat. Da der liebe Menschenfreund bereits im Alter von neunundachtzig Jahren verstorben ist, so wird Graf Restaud sehr bald in den Besitz eines sehr schönen Vermögens gelangen. Diese Tatsache bedarf allerdings noch einiger Erklärung. Was aber Jenny Malbault anbetrifft — so kennen Sie sie ja. Sie ist meine Frau.“

„Der arme junge Restaud,“ meinte die Vikontesse, „er ist mit seiner gewohnten Freimütigkeit imstande, diese Tatsache mindestens zwanzig Leuten mitzuteilen.“

„Ich würde es laut vor der ganzen Welt verkünden,“ entgegnete der Advokat.

„Trinken Sie nur Ihr Zuckerrwasser, mein lieber, guter Derville. Sie werden immer das bleiben, was Sie sind — der glücklichste und beste aller Menschen.“

„Wir waren doch zuletzt bei einer Gräfin in der Rue du Selber?“ meinte der Onkel, indem er sein weißes Haupt, das sich vor Müdigkeit etwas gesenkt hatte, wieder erhob. „Was ist denn aus dieser geworden?“

„Wenige Tage nach der Unterhaltung mit dem alten Holländer, die ich Ihnen soeben geschildert habe, reichte ich meine Dissertation ein,“ entgegnete Derville, „ich wurde Lizentiat und dann Rechtsanwält. Das Vertrauen, das mir der alte Geizhals einmal geschenkt hatte, nahm stetig zu. Er konsultierte mich umsonst in den spinösen Angelegenheiten, auf die er sich erst im Besitze sicherer Grundlagen einließ und deren Erfolg jedem Rechtsanwält zum mindesten fraglich erschienen wäre. Dieser Mann, auf den niemand irgend welchen Einfluß auszuüben imstande war, nahm meine Ratschläge mit einer Art blinden Vertrauens an. Allerdings muß ich hier bemerken, daß er dabei immer recht gut fuhr.“

Als ich dann schließlich zum ersten Konzipienten des Bureaus ernannt wurde, in dem ich seit drei Jahren arbeitete, verzog ich aus dem Hause in der Rue des Grains und ließ mich bei meinem Chef nieder, der mir Wohnung, freien Tisch und hundertfünfzig Franken monatlich gab.

Das war ein schöner Tag. Als ich mich von dem Bucherer verabschiedete, zeigte er mir keinerlei Freundschaft noch Zuneigung und er forderte mich auch nicht auf, ihn zu besuchen. Nur warf er mir einen jener Blicke zu, die bei ihm gleichsam auf die Gabe des zweiten Gesichtes schließen ließen.

Nach ungefähr acht Tagen erhielt ich den Besuch meines früheren Zimmernachbarn; er brachte mir eine ziemlich verwickelte Angelegenheit, eine Enteignung. Er setzte seine Gratiskonsultationen mit einer Ungezwungenheit fort, als ob er mich dafür bezahlte.

Gegen Ende des zweiten Jahres zwischen 1818 und 1819 war mein Chef — ein Mann, der sehr dem Vergnügen lebte und viel Geld ausgab — plötzlich in eine sehr peinliche Geldverlegenheit geraten und er war gezwungen, seine Praxis zu verkaufen. Wenn auch damals ein solches Bureau nicht den übermäßigen Wert besaß, den sie heutzutage erlangt haben, so gab mein Brotherr doch das seinige nicht unter hundertfünfzigtausend Franken weg. Ein tätiger, intelligenter und erfahrener Mann konnte, sofern er allgemeines Vertrauen genoß, mit dieser Praxis gut und anständig leben, die Zinsen der Summe bezahlen und sich in zehn Jahren freimachen. Ich, das siebente Kind eines Kleinbürgers aus Noyon, ich besaß keinen roten Heller und kannte in der ganzen Welt keinen anderen Kapitalisten als Papa Gobseck. Ein ehrgeiziger Gedanke und ein unbestimmter Schimmer der Hoffnung gab mir den Mut ein, ihn aufzusuchen. Das Herz schlug mir zum Zerspringen, als ich an seine Tür pochte. Ich erinnerte mich an alles, was mir der alte Geizhals früher erzählt hatte, früher in einer Zeit, wo ich noch nichts von der beklemmenden Angst ahnte, die die Menschen auf der Schwelle seines Zimmers besiel. Und nun kam ich wie alle anderen — um ihn zu bitten.

„Nein, sagte ich mir, so geht es nicht. Ein ehrlicher Mensch muß überall seine Würde wahren. Eine Summe Geldes ist noch immer keine Feigheit wert. — Ich will also ebenso sachlich und positiv auftreten, wie er es tut.“

Seitdem ich aus dem Hause ausgezogen war, hatte Papa Gobseck mein Zimmer gemietet, um keinen Nachbarn zu haben. Er hatte sogar in der Mitte seiner Tür ein kleines vergittertes Guckloch anbringen lassen; und so öffnete er mir auch erst, nachdem er mein Gesicht erkannte.

„Ihr Chef verkauft also seine Praxis, nicht wahr, wie ich höre?“ empfing er mich mit seiner sanften Flötenstimme.

„Woher wissen Sie denn das? Er hat doch bisher außer mir mit niemandem darüber gesprochen?“

Die Rippen des alten Mannes verzogen sich gegen die Mundwinkel zu wie ein Vorhang, den man bei Seite schiebt. Sein wortloses Lächeln war von einem kühlen, sachlichen Blick begleitet.

„Dies war also erst nötig, damit Sie mich einmal besuchen kamen?“ meinte er in trockenem Tone nach einer kurzen Pause, während der ich mich von meinem Staunen zu erholen versuchte.

„Hören Sie mich bitte an, Herr Gobseck,“ begann ich mit fobiler Ruhe, als ich schlechterdings diesem Greise gegenüber zur Schau tragen konnte, der seine Augen, deren heller Glanz mich verwirrte, auf mich richtete.

Dann machte er eine Gebärde, mit der er mich zum Reden aufforderte.

„Ich weiß, daß es sehr schwer ist, zu Ihrem Herzen zu sprechen. Ich werde daher auch nicht meine Verechtheit verschwenden, um Ihnen die Lage eines mittellosen Konzipienten darzustellen, der seine ganze Hoffnung auf Sie setzt und der auf der ganzen Welt keinen Menschen besitzt, bei dem er etwas Verständnis für seine Zukunft finden könnte. Lassen Sie also das Herz beiseite — Geschäfte sind eben Geschäfte und man löst sie nicht, wie die Romane, mit Gefühlsduselei. Die Tatsachen sind also folgende: Die Praxis meines Chefs trägt unter seiner Leitung jährlich einige zwanzigtausend Frank ein. Ich glaube aber, daß ich das Einkommen auf vierzigtausend erhöhen könnte. Er will alles für fünfzigtausend Laler verkaufen. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß ich im Laufe von zehn Jahren vollkommen frei dastehen würde, wenn Sie in der Lage wären, mir die zum Ankauf nötige Summe vorzustrecken.“

„Das nenne ich wie ein Mann gesprochen,“ entgegnete Papa Gobseck, indem er mir seine Hand hinstreckte und die meine herzlich drückte. „Seitdem ich mit Geschäften zu tun habe, hat mir noch niemand die Gründe seines Besuches klarer darzulegen gewußt. Wie steht's mit den Garantien?“ setzte

er hinzu, indem er mich vom Kopf bis zum Fuß bäugte. „Null, nicht wahr?“ sagte er nach einer Pause. „Wie alt sind Sie denn?“

„In zehn Tagen fünfundzwanzig Jahre.“ entgegnete ich. „Anderenfalls könnte ich überhaupt nicht Wechsel ziehen.“

„Stimmt.“

„Und was weiter?“

„Möglich.“

„Aber wir müssen uns beeilen — sonst finden sich Leute, die den Preis steigern.“

„Bringen Sie mir morgen Ihren Laufschein und wir werden Ihre Angelegenheit dann besprechen. Ich werde sie mir überlegen.“

Am anderen Morgen um acht Uhr war ich bei meinem alten Freunde. Er nahm die amtlichen Papiere in die Hand, setzte seine Brille auf, räusperte sich, spuckte, wickelte sich in seinen weiten Rock und las den Auszug aus den Registern des Bürgermeistereamtes von Anfang bis zu Ende durch. Dann drehte er das Papier nach allen Seiten um, sah mich an, hustete wieder, rüttelte auf seinem Stuhle hin und her und sagte:

„Wir werden versuchen, die Angelegenheit ins reine zu bringen.“

Ich bebte am ganzen Körper.

„Ich ziehe fünfzig Prozent aus meinem Gelde.“ fuhr er fort, „zuweilen hundert, zweihundert, ja auch fünfhundert Prozent.“

Bei diesen Worten erbleichte ich.

„In Anbetracht unserer langen Bekanntschaft aber werde ich mich mit zwölfsechzig Prozent . . . na, meinerwegen, weil Sie es sind . . . werde ich mich mit dreizehn Prozent jährlich begnügen. Ist Ihnen das recht?“

„Natürlich.“ entgegnete ich.

„Aber das ist ja viel zu hoch. So verteidigen Sie sich doch, Grotius.“

Er pflegte mich scherzweise gern „Grotius“ zu nennen.

„Wenn ich dreizehn Prozent von Ihnen fordere, so gehe ich eben einfach meinem Berufe nach. Ueberlegen Sie sich also, ob Sie's bezahlen können. Ich mag einen Mann, der zu allem „Kopp“ sagt, nicht gern leiden. Ist es also zu viel?“

„Nein, entgegnete ich. „Ich werde eben mehr und angestrenzter arbeiten müssen.“

„Donnerwetter, ja.“ rief er, indem er mir einen seiner malitiosen, schrägen Blicke zuwarf, „Ihre Klienten sollen eben zahlen.“

„Nein, in drei Teufels Namen, nein.“ entgegnete ich heftig, „ich werde zahlen. Ich möchte mir lieber die Hand abhacken lassen, als die Leute ausbeuten.“

„Na, dann gesegnete Mahlzeit.“ sagte Papa Gohseck.

„Aber die Honorare sind doch tarifmäßig festgesetzt.“ fing ich von neuem an.

„Sie sind es nicht.“ entgegnete er, „für geschäftliche Transaktionen, für Sühneverträge und Vergleiche, für Akkorde und dergleichen mehr. Bei solchen Gelegenheiten können Sie tausend und abertausend Frank fordern, je nach dem Umfange der Angelegenheit, und zwar für Ihre Konferenzen, für Ihre Wege und Fahrten, für Ihre Voranschläge, Ihre Memoranden und was Sie sonst noch an guten Worten verbrauchen. Man muß diese Art von Dingen ausfindig zu machen wissen. Ich werde Sie überall als den geschicktesten und erfahrensten Advokaten empfehlen. Ich werde Ihnen eine solche Anzahl von Prozessen dieser Art zuschieben, daß Ihre Kollegen vor Neid plagen sollen. Werbrust, Palma, Gogonnet, meine Geschäftsfreunde, sollen Ihnen Ihre Expropriationen übertragen und Gott weiß, daß sie davon genug an der Hand haben. Sie werden auf diese Weise zwei verschiedene Arten von Praxis haben: die, die Sie jetzt kaufen, und die andere, die ich Ihnen schaffe. Sie sollten mir eigentlich fünfzehn Prozent für meine hundertfünzigtausend Frank geben.“

„Abgemacht — aber keinen Pfennig mehr.“ sagte ich mit der entschlossenen Festigkeit eines Mannes, der über eine zugestandene Summe nicht hinausgehen will.

Papa Gohseck schien mit mir zufrieden zu sein und er wurde freundlich und weich.

„Ich werde Ihrem Chef die Summe für seine Praxis selbst bezahlen.“ meinte der Alte nach einer Weile, „damit ich mir die Vorhand und die nötige Bürgschaft verschaffen kann.“

„Oh, nehmen Sie sich nur soviel wie Sie an Garantien haben wollen.“

„Ferner werden Sie mir den Gegenwert in fünfzehn in Blanko akzeptierten Wechseln übergeben — jeden zu zehntausend Frank.“

„Angenommen, daß dieser doppelte Wert festgestellt ist.“ „Nein.“ unterbrach mich Gohseck, „warum soll ich mehr Vertrauen zu Ihnen haben, als Sie in mich setzen?“

Ich schwieg.

„Ferner.“ setzte er in einem vertraulichen Tone fort, „ferner werden Sie, solange ich lebe, ohne Honorar zu beanspruchen, sich mit meinen Angelegenheiten befassen.“

„Abgemacht — soweit keine Vorschüsse zu zahlen sind.“

„Stimmt.“ entgegnete er. „Ich darf Sie also wohl in Ihrem Bureau aufsuchen?“ setzte der alte Mann hinzu, indem er sich bemühte, seinem Gesicht einen möglichst freundlichen Ausdruck zu geben.

„Es wird mir immer viel Vergnügen machen.“

„Schon gut. Nur wird es des Vormittags nicht so einfach sein. Sie haben Ihre Geschäfte und ich die meinigen.“

„Dann kommen Sie des Abends.“

„Oh nein.“ entgegnete er lebhaft. „Sie müssen in Gesellschaft gehen und Ihre Klienten aufsuchen. Ich habe ja auch meine Freunde — im Café.“

„Warum sollten wir nicht die Essensstunde für unser Beisammensein bestimmen?“

„Das ist richtig.“ meinte Gohseck. „Also nach der Börse um fünf Uhr, jeden Mittwoch und Sonnabend. Wir werden wie ein paar Freunde von unseren Geschäften sprechen. Ich kann auch manchmal sehr vergnügt sein. Geben Sie mir nur hin und wieder ein Rebhuhn und ein Glas Champagner, und wir werden uns prächtig unterhalten. Ich weiß mancherlei, wovon man heutzutage schon offen sprechen kann und woraus Sie die Menschen und besonders die Frauen kennen lernen werden.“

„Es bleibt also beim Rebhuhn und dem Glas Champagner!“

„Machen Sie auch sonst keine Tollheiten, sonst werden Sie mein Vertrauen verscherzen. Richten Sie Ihr Haus und Leben auf keinen zu großartigen Fuß ein. Schaffen Sie sich eine alte Hanshälterin an — eine allein — ich werde Sie von Zeit zu Zeit noch außerdem besuchen, um mich von Ihrem Gesundheitszustand zu überzeugen. Ich habe doch ein Kapital sozusagen auf Ihren Kopf gesetzt — haha — und da muß ich mich doch wohl hin und wieder vom Stande der Dinge überzeugen. Heute abend also kommen Sie einzuweilen mit Ihrem Chef zu mir.“

(Fortsetzung folgt.)

IX. Internationale Kunstausstellung in München.

I.

Der Glaspalast bietet das Bild friedlichster Eintracht. Da haufen friedlich die Münchener Verbände, die Künstlergenossenschaft, die Sezession, die Scholle und die Luitpoldgruppe. Diesem Deutschland gegenüber steht das Ausland. Es fehlen die Kollektivausstellungen. An ihrer Stelle erscheinen die einzelnen Länder.

Ausgestellt sind 2258 Arbeiten, 1455 Gemälde, 222 Aquarelle und Zeichnungen, 341 plastische Werke und 240 graphische Arbeiten. Auch die Architektur ist vertreten. Im ganzen wenig geradezu hervorragende Werke, dagegen viel anständiges Mittelgut und eine Reihe schlechter Ueberflüssigkeiten. Das Interessante ist die Möglichkeit eines Vergleichs; man sieht in kurzer Zeit die Kunst aller Länder neben einander. Die Ausstattung der Säle hat sich wesentlich gebessert. Auch hier strengt man sich wie in Berlin einigermaßen an, moderne Raumprinzipien auszunutzen. Die Wände sind mit einfarbigem Stoff bespannt, der verschiedenschon wechselt. Entsprechende Vorhänge schmücken die Eingänge. Und der Boden ist übereinstimmend belegt. Die Bilder hängen nicht allzu dicht. Nur in einigen Ländern, wie in Spanien und Italien, häufen sie sich, und die Quantität soll hier für die Qualität entschädigen. Am apartesten wirken die Räume der Wiener, die in der typischen Dekoration der modernen österreichischen Kunst in zarten Farben gehalten sind.

Unangenehm plätschert der große Brunnen, der den Eintrittsaal der umfänglichen Glasmarkthalle ausfüllt. Das grüne Wasser, die weißen Wände, das Grün der Blattpflanzen und die weißen Statuen (die Plastik hat hier ihre Ausstellung) geben ein gutes Bild. Erfrischend wirkt die Kühle, und da der Glaspalast direkt von der Straße aus betreten wird, nicht durch einen Garten oder Anlagen getrennt ist, so bietet sich hier die Gelegenheit, von dem Alltagsleben in diesem hohen, freien Raum, der nicht den gräßlichen Stupelschmuck wie die Berliner Ausstellungshalle enthält, sich erst einmal zu erholen, um dann den Weg durch die Säle anzutreten.

Das große Wasserbeden wird überragt von Robins „Denker“ in Bronze, jene eigentümlich gesammelte, lauernde Gestalt, die man leider nur allzu oft schon erblickt; auf sämtlichen Ausstellungen erscheint seit Jahren der überall herumreisende „Denker“.

Die Auswahl ist eine internationale. Das falsche Pathos überwiegt noch immer und noch immer haben wir in ganz Europa keine plastische Kunst im ganzen. Das, was mehr als Handwerk ist, kann man suchen. Da erscheint ein Sammelsurium aufdringlicher Frauenleiber; sie heißen „Satanstöchter“. Da tragen immer noch Seeleute eine Ertrunkene, die sie gerettet (ein seit Jahren beliebtes Motiv). Liebende küssen sich in allen Stellungen. Wo man einer neuen Idee begegnet, erfährt sie, da noch kein Vorbild existiert, so groteske Gestaltung, wie z. B. ein Chor singender Mönche, die um einen Felsblock herumwandeln, wobei die aufgesperrten Mäuler wie Fischmäuler aussehen. Auch stürzen noch immer mit schreckhafter Geberde nackte Männer davon, unsehbar ist das immer „Rain“. Italien, das Land der Plastik und der Marmorbrücke, leistet sich die barocksten, geschmacklosesten Einfälle. Die gute alte Tradition sucht in etwas schwindsüchtiger, magerer Art *Canonica* in einfachen Bildnissen festzuhalten. Lebendige Bauerntypen stellt *Edström* (Stockholm) hin. Doch hat diese forcierte Lebendigkeit nichts Natürliches, sondern verrät kränklige Anlage. Leicht und gefällig erscheint die Marmorgruppe von *Schmanowski* (Boulogne), „Die Mutter“, die ihr Kind zärtlich umschlungen hält. Es ist der Versuch einer leichten Stilisierung in den flüssigen Flächen des Steins. In kleinen Statuetten in Marmor, die aber dennoch groß behandelt sind, in dem leichten Herausarbeiten der Muskelpartien, in der malerischen Durcharbeitung des Ganzen, zeichnet sich *Bouquet* (Brüssel) aus. Er liebt lauernde, in sich zusammengefunne Gestalten, die ein wenig an Robins erinnern. Schwungvolle Lebendigkeit zeichnet den zierlichen „Wettläufer“ von *Götz* (Charlottenburg) aus. *Lagan* (Brüssel) gibt zwei intime Büsten „Vater und Mutter“ und erfreut durch die liebe Behandlung. Etwas Jhdliches ist darin, wie er die alten Hüte, den Umhang, den Krager der Frau und des Mannes unbesorgt mit hineinzieht. Ein schöner, gelber rauher Ton des Materials (örniger Sandstein) gibt einer Gruppe „Mutter und Kind“ von *Eriksen* (Kopenhagen) einiges Ansehen. Elegante Glätte der Behandlung verleiht den Bronzestatuetten (Tänzerin, Kugelspieler) von *Dajio* (München) Grazie der Bewegung. Reizvoll wirkt die Märchengruppe „Kostäppchen mit Wolf“, die im Original in der Nähe des Hofbrauhauses steht. Dieser Brunnen, den die genannte Gruppe krönt, hat eine gefällige Form des Beckens, vier Wolfsköpfe speien Wasser, oben auf der Mittelsäule steht frei der Wolf mit dem Kinde. Einfache und anspruchsvolle Kindergruppen geben *Pagels* (Charlottenburg) und *Ueberbacher* (München). Am interessantesten erscheint der Ruffe *Troubetzky*, der in seinen Bildnissen, Tierplastiken und anderen Arbeiten einem plastischen Impressionismus huldigt. Er hält den Moment fest. Seine Arbeiten sehen aus wie Tonstudien, die Finger Spuren des Knetens sind erhalten. Namentlich im Porträt und im Tierbild ist er am überzeugendsten. Er gibt auch aparte Gegenständlichkeit in der Wahl der Größe der Figuren.

Unter der Führung der Künstlergenossenschaft versammelt sich das übrige Deutschland. 25 Säle! Deutlich gibt es da vier Stufen. Am niedrigsten steht die Künstlergenossenschaft selbst. Dann kommt die Luitpold-Gruppe. Dann die Sezession. Am interessantesten ist die Scholle.

Das Niveau der Künstlergenossenschaft ist sehr ungleich. Neben dem Guten steht das Schlechte, das Eigengehene steht neben Gelegtem, Glattem, neben Neuem das Alte. Die Generationen werden hier ordentlich durcheinandergedrückt. Das Sentimentale, die gemehaste Anekdote überwiegt. Dazwischen ernste Landschaftsbilder. Die Technik ist glatt. Dann wieder überrascht ein modernes Bild, das nervöses Temperament zeigt. Kaulbach und Simm treten ungehindert mit ihren süßlichen Machwerken auf. Soldatenbilder gibts fast gar nicht. Dafür viel Gebirge und die ältere Romantik des Gebirges, nicht die Realistik der „Simplicissimus“-Zeichner. Da knien Dörfler vor Madonnenbildern am Abgrund und beten. Da sitzen sie um den Tisch und erzählen Anekdoten, rauchen Pfeife und lachen und kofettieren mit den Madeln.

Kräftig hebt sich *Schönleber* (Karlsruhe) heraus. Er gibt immer einen geschlossenen Bildeindruck. Er konzentriert die Farben. Ein Bach, der am Dorf vorbeifließt, trüb und schwer ist die Stimmung. Ein lehmiges Braum in den Farben ist für ihn charakteristisch, in dem bunte Nuancen um so auffällender werden. Die Schwere der Töne ist überall bei ihm zu finden. Däster und wüchtig führt da eine Brücke über den lehmigen Fluß. Ein Segel ebenfalls in trüben Farben wird hinter der Brücke sichtbar. Sonst ist nur ein bißchen Dantes in dem Anzug der paar über die Brücke schreitenden, klein erscheinenden Personen. Leichtere, lebhafter ist *Kallmorgen* (Berlin). Am besten erscheint er in dem Hafensbild „Sommerlang“, auf dem hinten im Dunst Hamburg mit vielen Türmen erscheint wie eine stummernde, weiche Silhouette. Mit braunen, flodigen Farben malt *Kilutowski* (Düsseldorf) ein Eisdorf, hult und lustig. In gelblicher Abenddämmerung leuchten die Häuser am Bach von Dordrecht von *Hermanns* (Düsseldorf). Rosa schimmert die blühende Hallig von *Alberts* (Berlin), über deren Blütenwogen im Hintergrund klein eine Mühle ihre Flügel dreht.

Die Aquarelle, Pastelle, Gouachen und Zeichnungen nebst vielfältigerer Kunst bieten eine kleine Auswahl aus der reichen Produktion. Auch hier steht das glatte, schablonenhafte Machwerk neben dem intimen Bilde, das auf farbige Werte ausgeht. Im Originalholzschnitt leistet *Braunmüller* (München), dem eine Schär von *Schüler* folgt, Neues. Er erstrebt breite, farbige Wirkung und bleibt dem Flächeneindruck treu. Kehnlich erscheinen *Hammer*, *Stachus*, *Margarete Havemann*, *Martha Günz*, die alle sich vorteilhaft präsentieren, aus Hell und Dunkel eine breite Wirkung holen. In der Lithographie gibt *Vodem* eine tüchtige Leistung, eine alte Frau mit lila Tuch, resolut und derb gezeichnet. Parisierisch mutet *Schwarz* (München) an, der in leichter Manier die Umrisse gibt und dabei groß und farbig wirkt. Elegant und flüchtig erscheint *Hansen* (Berlin) in mehreren bunten Illustrationen, dessen Gebiet die Modedame ist, die er mit Geschmack und Verbe charakterisiert.

In der Architekturabteilung sind einzelne Landhäuser zu sehen, die mit Geschmack die intime Bauweise Süddeutschlands weiterpflegen. Auch den bäuerlichen Einfluß merkt man, und diese echte Derbheit kommt namentlich dem farbigen Eindruck zu gute. Bei den großen Entwürfen kommen die Architekten vielfach nicht über die pompöse Phrase hinweg. Eine Ausnahme bildet *Schwarz* (München), der zwei Krematorien ausstellt. Er behorjuzt den großen, flächigen Eindruck. Wand, Dach spricht in seiner ganzen Ausdehnung; die Fläche ist nicht unterbrochen. Zu diesem Zweck legt er die Fenster hoch und legt sie oben zusammen und drückt das Tor klein herunter. In der Farbe liebt er ebenso den einfachen groß betonten Gegensatz der weißen Wandfläche, des roten Daches, des blauen Lores. Auch *Dülfers* (München) erbt tüchtiges. Sein „Stadttheater in Dortmund“ ist jedoch noch zu bunt, wenn auch die Form im ganzen einheitlich und nicht zu überladen ist. Das „Projekt für eine Sängersäle“ von *Haller* (München) muß wegen seiner Formneubei genannt werden. Gar zu slavisch bleiben die Bauformen bei den überlieferten Formen. Da erfreut es schon, einmal ein oval gehaltenes Dach zu sehen, das von beiden Seiten von auf fallend kurzen, gedungenen Türmen flankiert wird.

Besser im Durchschnitt als die Künstlergenossenschaft präsentiert sich die Luitpold-Gruppe. Es ist viel Gutes hier. Manches lebhaftes, frisches Temperament zeigt sich in ungebrochener Laikraft. *Urban* malt in einlaustischer Manier seine ein wenig theatralisch anmutenden Landschaften, die sonst hier sehr zahlreich und gut vertreten sind. *Kunz* malt römische Weischen in blassen Farben, die eigenartig mit dem grauen Papier kontrastieren. In leichten, grauen Tönen gibt *Müller* einen Herbstanfang. *Ernst Liebermann* gibt eine „Gebirgsstraße“ in schönem, stumpfem Glanz. *Hoch* malt große Landschaften, bei denen die räumliche, ruhig wirkende Verteilung und die stillen, hellbraunen Farben auffallen. Schwerer wirkt *Baer*, der mit breitem Pinsel etwas plump malt. Seine Landschaften machen dadurch immer einen kräftigen, aber zugleich schmierig-schmutzigen Eindruck. Lustig und leuchtend erscheinen *Brauns* (Dresden) Landschaften, die in grünlich-grauen Lufttönen gehalten sind. Einen feinen Knabenakt stellt *Kurowski* aus. Von *Gessden* interessiert ein in verwischten Tönen lebhaft gemaltes Bildchen, die „Bisite“. Sparfam und leicht malt *Böcker* einen „Herbstanfang“.

So merkt man hier im Durchschnitt lebhafteres Bemühen um die Kunst.

Ernst Schür.

Kleines feuilleton.

gc. Russische Volksspiele. Beim russischen Volke sind öffentliche Belustigungen, besonders in den Dörfern, sehr beliebt. Ein in den meisten Dorfschaften übliches Spiel ist das Eimer-schwingen. Zwei in die Erde gestötte hölzerne Gabeln tragen eine lange Stange, an der ein Eimer voll Wasser hängt, der von zwei Männern in schwankender Bewegung gehalten wird, indem sie mit Stäben dagegen stoßen. Von der Spielgesellschaft muß einer nach dem anderen unter dem Eimer seinen Weg machen. Wer hierbei begossen wird, hat verloren und erheitert die anderen um so mehr, je heftiger ihn das Wasser getroffen hat. Wer ungenäßt hindurch kommt, hat sein Spiel gewonnen. — Das *Kastronaspiele* ist besonders im Gouvernement *Sibirsk* und *Pensa* herkömmlich. Alle jungen Mädchen versammeln sich dazu in ihren Alltagskleidern an einer bestimmten Stelle draußen vor dem Dorfe, erwählen eine sogenannte *Kastrona*, die sich mit geneigtem Haupte in den Kreis der Genossinnen stellt, die ihr zuerst unter tiefen Verbeugungen huldigen. Dann legen sie die *Kastrona* auf ein Brett und tragen sie unter Gesang zum nahen Fluß, wo sie mit ihnen zusammen ein Bad nimmt. Nach demselben geht es im Zuge unter Gesang und Heiterkeit nach Hause zurück, alle ziehen ihre Festkleider an, und ein lustiger Tanz beschließt das Spiel, das aus der Zeit der Befreiung der Russen durch den Empfang der christlichen Taufe stammt. — Sehr alt ist das *Jarilospiel*. Sonntags früh erwählt die Dorfgemeinschaft einen Mann, der, in einen buntpfarbigen *Kastron* gekleidet, mit Bändern und Glöckchen behangen wird, endlich jezt man ihm eine bunte Papiermütze auf der Kopf und bemalt ihm das Gesicht. So ist er der *Jarilo*, der in tollen Sprüngen umherlänzt, singt und sich zum Besten halten lassen muß. Zuletzt aber können alle jungen Mädchen und Wurschen des Dorfes, verbogen sich tief

und tanzen vor ihm, um ihn dann am Abend unter Singen und Jubeln nach Hause zu geleiten. — Beim Reigen spiel erwählen sich die Mädchen aus einer Dorfschaft die angesehenste Schöne zur sogenannten Aeltesten und bringen ihr unter Gesang ihre Huldigung dar, indem sie sich an die Hände fassen und einen Kreis um sie bilden. Außerhalb des Kreises treten die Mädchen zwei und zwei auf, indem sie vor- und rückwärts schreiten und dabei von Liedern der zuschauenden Eltern und Kinder begleitet werden. Außerdem kennt man auch noch die *Horobodis*-Tänze, die auch nur von Frauen ausgeführt und von Gesang begleitet werden. —

st. Bauplatten aus Zuder. (Nachdr. verb.) In dem Märchen vom Schlaraffenland wird erzählt, daß man sich erst durch einen großen Berg von Kuchen durchessen müsse, ehe man in jenes Land gelangen kann. Noch reicher malt die Phantasie in den Märchen orientalischen Ursprungs; dort zaubert man dem Kindergemüt Glaspaläste mit goldenen Türnen und sonstigem phantastischen Weirwerk vor, und nun erleben wir es in dem nüchternen Deutschland, daß ein Erfinder Bauplatten aus Zuder herstellt. Indessen ist der Ausdruck „Bauplatten“ nicht ganz passend gewählt; beim Lesen dieser Beschreibung denkt man unwillkürlich an ganze Häuser oder doch wenigstens an ganze Fronten aus Zuderquadern. Um solche handelt es sich in Wirklichkeit nun doch nicht, sondern um kleine Platten zur Dekorationszwecken, welche speziell zur Verzierung von Innenräumen dienen sollen. Solche Platten bestehen aus einem passend zugeschnittenem Gewebe aus Draht oder anderem geeigneten Material, auf welchem man Kristalle von Kandis sich bilden läßt. Man kann selbstverständlich der Kristallplatte auch die Form eines Hohlkörpers geben, indem man das Drahtskelett hohlkörperförmig herstellt und alsdann die Kristallbildung vor sich gehen läßt. Die Verwendung dieser Platten ist so gedacht, daß sie sowohl in der Durchsicht als auch in der Draufsicht wirken sollen. Das Verfahren zur Herstellung solcher Platten ist dem Verfahren zur Herstellung von Kandis entlehnt. An Stelle des Kandis sollen schließlich auch andere kristallisierbare, farbige oder farblose Stoffe treten können, wie Alaun, Steinsalz, Kupfervitriol, Eisenvitriol u. a. Um die so hergestellten Platten widerstandsfähiger zu machen, insbesondere um sie gegen Feuchtigkeit zu schützen, kann man die fertigen Platten mit einem geeigneten Ueberzug aus Zelluloid, Kollobium, Firnis und so weiter überziehen. Dieser Lacküberzug kann sowohl farblos, als auch gefärbt sein.

Die Idee, solche Kristallbildung zur Dekoration von Flächen zu verwenden, ist allerdings nicht mehr sehr neu; wir erinnern nur an die Papiere, welche zu Bisttentarten und ähnlichen Zwecken verwendet wurden, dann an die kleinen Salanterie-Artikel, wie Streichholzschächtelchen u. a. aus Weißblech mit kristallisierter Oberfläche und farbigem Lacküberzug. Diese Sachen sind jedenfalls aber viel widerstandsfähiger als Zuder- und andere Kristalle, die bedeutende Quantitäten Kristallwasser enthalten und deshalb äußerst leicht verwittern. Selbst bei Anwendung der obengenannten Lacküberzüge wird eine lange Haltbarkeit kaum zu erreichen sein. —

hl. Die Tonpfeifenfabrikation, die einst im Emsgebiete und in Ostfriesland in hoher Blüte stand, ist heute bei uns fast völlig vergessen und scheint, wie „Die Landindustrie“ schreibt, sich nur noch in einer Fabrik in Papenburg erhalten zu haben. Früher fehlte die Tonpfeife auf keiner Hochzeit und keiner Kindtaufe; auch beim Hausrichten wurde sie gereicht, sie bildete eben bei derartigen festlichen Veranstaltungen einen besonderen Gang. Heute ist sie fast durchweg nur noch bei den Schiffen zu finden. Die Papenburger Fabrik bezieht den zu verarbeitenden Ton von Grenzhausen in Hessen-Nassau; nach gehöriger Vorbereitung wird er in Formen gepreßt, von denen es zwölf bis fünfzehn Sorten gibt. Die Herstellung des Rauchkanals geschieht mittels einer langen Nadel und erfordert große Uebung. Ist die Pfeife im rohen Zustande fertig, dann wird sie abpoliert und in Kasten zum Trocknen aufgestellt, worauf sie in einen Ofen wandert, in dem sie mit 12 000 anderen über 36 Stunden gebrannt wird. Nach dem Erkalten wird die Spitze des Rohres in Wasser getaucht, um dem Ankleben des Tons an den Lippen beim Rauchen vorzubeugen. Eine geübte Hand fertigt an einem Tage 5000 bis 6000 Stück solcher Pfeifen. —

Physiologisches.

1e. Der Mensch die stärkste Maschine. Der Vergleich des menschlichen Körpers mit einer Maschine ist alt, aber seine wissenschaftliche Begründung stammt aus allerlehter Zeit. Professor Atwater hat jetzt in die Kette dieser Forschungen ein neues Glied eingefügt, und zwar auf Grund recht merkwürdiger Untersuchungen. Er wählte eine Versuchsperson, die ihre Muskelkraft an einem gewöhnlichen Zweirad beweisen mußte. Durch ein angeschlossenes Meßinstrument konnte die vom Menschen erzeugte Energie in der Form eines elektrischen Stromes genau bestimmt werden. Der Radfahrer arbeitete im Innern eines großen hölzernen Gehäuses, das er während der ganzen Dauer des Experiments, d. h. für mehrere Tage, nicht verlassen durfte. Alles, was er an Essen und Trinken zu sich nahm, wurde aufs genaueste gewogen, und als Ergebnis der Versuche stellte Professor Atwater die Behauptung auf, daß der Mensch eine weit bessere Maschine sei als eine Lokomotive, indem er für eine bestimmte Menge von Nahrung bzw. Heizstoff doppelt so viel Kraft hervorbringt. Der Mensch ist in dieser Hinsicht dem

sparsamst arbeitenden Automobil zu vergleichen. Ueberhaupt soll keine der bis auf den heutigen Tag erfundenen Maschinen, ob sie nun mit Dampf, mit Elektrizität, mit Benzin oder sonstwie betrieben wird, der menschlichen Maschine relativ an Größe der Energieerzeugung gleich sein. Die leistungsfähigste aller Maschinen macht nach Atwater kaum 15 v. H. der im Brennstoff enthaltenen gemessenen Energie nutzbar, der Mensch aber 20 v. H., ohne die zur Erhaltung der Körperwärme nötige Energie mitzurechnen. —

Humoristisches.

— Das Maiglöckchen. Die „Tägliche Rundschau“ veröffentlicht aus ihrer Sammelmappe folgenden Schulaufsatz:

Im Monat Mai und Juni blüht in der Natur ein Zierliches kleines Blümchen, das durch ihre zierlichen Blüten und durch der schönen Gestalt auffällt. Es ist die Maiblume, welche uns durch seinen wohlriechenden Duft erfreut. Den Namen hat die Pflanze daher, weil sie im Mai und Juni wächst und durch die Gestalt der niedlichen glodenartigen Form Ihrer Blüten. Es ist sonderbar bei den Maiglöckchen, daß sie ober und unter der Erde wachsen; Sie strecken Ihre Wurzeln tief in die Erde hinein und haben eine Vasaturzel und ein Wurzelstock. Die Blätter sind glänzend, grün, paraneinanderlich und ganzrandig. Der oberirdische Stiel verzweigt sich nicht und trägt keine Blätter, aber Blüten; darum ist er ein Schaft. Die Blüte ist gestielt und unvollständig, denn sie besteht nur aus Krone, Staupegefäßen und Tempel; Sie, Ihr Kelch fehlt! Die Blüten bilden eine Traube, die gerade ausfiehet; den fehlenden Kelch ersetzt ein Schutzblatt. Die Zahl der Staupegefäßen stimmen meistens in die Zahl der Rädchen ein: auch bei der Maiblume ist daß so, das 6 Staupegefäße und 6 Rädchen vorhanden sind. Diese tropieren (gruppieren) sich um den Tempel (Stempel). Aus der Frucht entwickelt sich eine Nothe Beere. — Das Maiglöckchen ist durch den angenehmen Geruch unseres Kaisers unsere Lieblingsblume geworden. Durch der weißen Farbe gibt es uns ein Bild der Unschuld und Reinheit. Man pflanzt die Maiblume viel in Gärten, damit Sie uns durch Ihren wohlriechenden Duft erfreuen. Es ist darum auch oft von den Dichtern besungen worden. Das bekannteste ist das Maiglöckchen von Hofmann von Ballasleben (Faltersleben). Der Inhalt ist! das Maiglöckchen blüht im Tal und ladet uns und die Blümchen zum Tanze ein; denn es wird schon Frühling. Daß bedroh den Junerreis und er steigt zum Thal, da schlafen die Blumen alle, aber als der Reif kaum das Thal verläßt, da läutet das Maiglöckchen wieder und ladet alle zum Tanze ein. Nun kann ich auch nicht mehr zu Haus bleiben, sondern muß auch hinausgehen; die Blümchen gehen zum Tanze und ich gehe mit, und der Mond siehst zu, wie alles tanzt. —

Notizen.

— Das Gastspiel der Wiener Hofburg-Schauspieler brachte dem Berliner Theater in den zwölf Abenden 54 550 Mark Brutto-Einnahme, ein für die Sommermonate noch nie dagewesener Betrag. —

— Dr. Ernst Behlisch vom Volkstheater in Wien wird als zukünftiger Oberregisseur des Berliner Kleinen Theaters bezeichnet. —

— Ernst Wittschau, der den Mitgliedern der Volksbühne wohlbekannte Künstler aus dem Berliner Theater, geht zum 1. September ans Wiener Burgtheater. —

— „Das Ende der Liebe“, ein Lustspiel von Bracco, wurde als erste Novität vom Trianon-Theater angenommen. —

— Die französische Kommission für Volkstheater wird nächst in Paris und an größeren Provinztheatern volkstümliche Vorstellungen veranstalten. Später sollen eigene Theater für diesen Zweck errichtet werden. —

— Die Neue Komische Oper am Schiffbauerdamm sucht eine Primadonna. Trotz einer Jahresgage von 40 000 Mark will die geeignete Persönlichkeit sich nicht finden. —

— Eine neue Operette von Franz Wagner: „Soubrettenjäger“ geht am nächsten Sonnabend im Theater des Westens in Szene. —

— Das Zentral-Theater hat eine Operette „Krieg im Frieden“ von Reinhardt zur Aufführung erworben. —

— Tolstoi in Musik. „Anna Karenina“ soll als Oper demnächst in Neapel aufgeführt werden. —

— Die Internationale Kriminalistische Vereinigung hält vom 11. bis 15. September in Hamburg ihren zehnten Kongreß ab. Auf der Tagesordnung steht u. a. ein Vortrag des Professors v. Liszt über die Behandlung der vermindert Zurechnungsfähigen. —

— Ein indischer Frauenkongreß wurde kürzlich in Kalkutta abgehalten. Wenige Europäerinnen, im übrigen Hindu-frauen, Mahratis, Persierinnen und Muhammedanerinnen nahmen daran teil. Gesprochen wurde in drei Sprachen. —

— Ein Vulkan als Waschanstalt. Untweit der isländischen Hauptstadt Reykjavik wird ein bis vor kurzem unterirdischer Abfluß des Geyfers als Waschegelegenheit benutzt. Die Wärme des hervorquellenden Wassers steigt bis zu 100 Graden. Die Gemeinde hat einen drei Meter breiten Kanal durch behauene Steine einlassen lassen, an dem bis zu fünfzig Wäscherinnen arbeiten können. —